

Arnold Stadler: Mein Hund, meine Sau, mein Leben (Dr. Gerhard Vogt)

Mit Arnold Stadler haben wir uns wieder einmal einen Autor vorgenommen, der bereits den Büchner-Preis erhalten hat. (Schorlau wird sich darauf keine großen Hoffnungen machen dürfen – aber wer weiß?) Bei Stadler ist das allerdings eine Weile her (1999), und er war kein Kandidat, bei dem eine große Fan-Gemeinde ausrief, das sei nun wirklich mal an der Zeit, sondern er war bis dahin vergleichsweise wenig beachtet und hat bis heute eine überschaubare, wenn auch offensichtlich treue Leserschaft.

Der Roman, mit dem wir uns heute beschäftigen, ist sein dritter und bildet mit den ersten beiden eine Art Trilogie, weil in allen die Heimatgegend Stadlers eine wesentliche Rolle spielt. Der erste hat einen ähnlich verschroben-originellen Titel, er heißt: „Ich war einmal“. Nennen wir gleich den Titel des vierten, ebenfalls noch vor 1999 veröffentlichten Romans: „Der Tod und ich, wir zwei.“ Das Ich (bzw. Mein) kommt also in allen drei Titeln vor – erneuert ein Hinweis darauf, dass der Erzähler und sein Leben in die Werke „verstrickt“ sind. Hier muss aber gleich gewarnt werden: An autobiographisches Erzählen ist nicht zu denken – Stadler verwahrt sich ausdrücklich dagegen –, das eigene Leben, das eigene Ich, die eigene Umgebung sind Vorlagen für eine Fiktion. Wir kennen Ähnliches ja von vielen anderen Schriftstellern; Hürlimann z.B., dessen „Fräulein Stark“ wir schon behandelt haben, lässt immer wieder Personen aus seiner Familie auftreten, die man wiedererkennt, die aber in verschiedenen Büchern deutlich verschieden erscheinen – sie sind Fiktion, angeregt durch reale Personen, nicht Porträts. Hürlimann hat jedenfalls einen Prozess, in dem sein Onkel ihn anklagte, ihn durch die Darstellung eben in „Fräulein Stark“ beleidigt zu haben, gewonnen. Auch Stadler musste nach seinem ersten Roman feststellen, dass sich Bekannte in bestimmten Figuren zu erkennen glaubten und beleidigt fühlten, und er hat dem in der zweiten Auflage durch Veränderungen entgegenzuwirken gesucht.

Jedenfalls haben wir Anlass, einen Blick auf das Leben des Autors zu werfen. Stadler ist 1954, noch in der Nachkriegszeit, geboren, in Meßkirch im westlichen, zu Baden gehörenden Oberschwaben. („Badisch Sibirien“ nennen Missgünstige die Gegend.) Genauer: Er wurde geboren im Krankenhaus von Meßkirch – die bäuerliche Familie lebte aber in einem Dorf mit damals 318 Einwohnern namens Rast, 8 km von der Stadt entfernt, und dort ist Stadler auch aufgewachsen. Er besuchte als Fahrschüler das Gymnasium von Meßkirch, das 1969 nach einem Text Heideggers „Feldweggymnasium“, 1976, also nach Stadlers Schulzeit, „Martin-Heidegger-Gymnasium“ genannt wurde, zu Ehren des in diesen Jahren 80 Jahre alt gewordenen bzw. verstorbenen Philosophen, des größten unter vielen großen Söhnen Meßkirchs, mit dessen Verehrung Stadt und Gegend sich nicht genug tun konnte. Nach dem Abitur 1973 begann Stadler das Studium der katholischen Theologie, d.h. er schlug die geistliche Laufbahn ein, zunächst in München, ab 1975, also nach dem Philosophicum, in Rom – es war damals nicht unüblich, dass begabte Priesteramtskandidaten zur akademischen Ausbildung nach Rom geschickt wurden. 1979, nach immerhin sechs Jahren, gab er die Theologie auf. (Warum? In späteren Äußerungen finden sich scharfe Angriffe überraschenderweise nicht gegen die altmodische, scholastische Theologie der päpstlichen Hochschule, sondern gegen die moderne, historisch-kritische Bibelwissenschaft.) Danach,

mit 25 Jahren, begann er das Studium der Germanistik bzw. Literaturwissenschaft, und zwar in Freiburg, sozusagen der Heimatuniversität der Südbadener, dann in Bonn und Köln. 1986 promovierte er über die Psalmen in der neueren deutschsprachigen Lyrik, besonders bei Brecht und Celan. Ein Bezug zum ersten Studienfach ist also noch da – Stadler hat später eine Psalmenübersetzung veröffentlicht (und angeblich die ganze Bibel übersetzt.) Neben der wissenschaftlichen Arbeit begann er literarisch zu schreiben; 1986, im Jahre der Promotion, erschien sein erster Lyrikband. 1989 folgte der erwähnte erste Roman „Ich war einmal“, 1992 der zweite, 1994 unser Hund-Sau-Leben-Roman. Ab 1989 trafen die ersten Auszeichnungen ein (wir wissen: Es gibt in Deutschland 2000 Literaturpreise), etwas breitere Aufmerksamkeit gewann Stadler durch Martin Walsers Nachwort zu „Mein Hund ...“, das alle drei bis dahin erschienenen Romane behandelt; es beginnt mit den Worten „Das ist ein Ton“, schreibt Stadler einen ganz eigenen Stadler-Ton zu und heißt ihn im „Orden der Sprachmenschen“ willkommen. Dennoch hat, wie ausgeführt, erst der Büchner-Preis von 1999 den Autor wirklich bekannt gemacht. Seither veröffentlicht er regelmäßig Romane, gelegentlich Lyrik. Die jüngste Auszeichnung datiert von Anfang 2017: Sein Hörspiel „Evangelium Pasolini“ über Pasolinis Verfilmung des Matthäus-Evangeliums wurde zum Hörspiel des Jahres 2016 gekürt. Man sieht: Religion abseits vom kirchlichen Mainstream interessiert Stadler noch immer.

Unser Roman spielt zunächst, solange der Ich-Erzähler ein Kind ist, in einem Dorf, dessen Name nicht genannt wird, bei dem es sich aber offensichtlich um Rast, den Heimatort Stadlers handelt (in „Ich war einmal“ fällt der Name regelmäßig), sowie in einem Dorf namens Schwackenreute (das gibt's wirklich, 6 km entfernt von Rast). Dort wohnen die Großeltern des Erzählers, Mitglieder einer Viehhändlersdynastie. Ihr Familienname „Schwanz“ verweist darauf, dass Schwackenreute nach der Verwüstung im 30jährigen Krieg durch Tiroler Deportierte aus dem Ort Schwaz bei Innsbruck besiedelt wurde (das „n“ kam durch das Versehen eines Standesbeamten in den Namen). Seither ist kein Mensch mehr von sich aus nach Schwackenreute gekommen; die Flüchtlinge, die man nach dem zweiten Weltkrieg dort untergebracht hatte, sind, sobald sie konnten, aus dem „fatalen Ort“ geflohen. Nicht umsonst heißt es: „Gang nia ge Schwogreidte!“ Aber das Kind muss dorthin, jeden Sonntag.

Zunächst hat das Kind eine Vorgeschichte, die man mit einiger Konzentration aus dem Erzählstrom herausfiltern muss. Ein Schwackenreuter Bauern- und Ferkelhändlerssohn schwängerte eine Raster „Hoferbin“, NB: Erbin eines Hofes mit steinlosen Äckern, was es in Schwackenreute überhaupt nicht gab. Dass es zu einer Ehe kommen würde, stand bei dieser Konstellation keineswegs fest, aber die Mutter des Kindsvaters, die Großmutter des Erzählers somit, sorgte durch finstere Drohbriefe, die sie auf kompliziertem Weg anonym an die Adressaten brachte, dass das unehelich gezeugte Kind dann doch noch ehelich zur Welt und ihr Sohn zu dem begehrten Hof kam. Aber das war noch nicht alles:

Text 1 S.8

In den Monaten vor meiner Geburt erschütterte uns etwas anderes. Aufregung im Bauch der Hoferbin, in meinem Bauch. Und da-

rauf, auf diesen Schrecken, führe ich meine Muttermale und überhaupt alles, angefangen mit dem In-die-Hose-Machen als meinem In-der-Welt-Sein (sage ich mit Heidegger) zurück ... Mit zehn war ich noch nicht stubenrein! – Die Schwackenreuter hatten uns nämlich verschwiegen, dass auf der Schwanz-Seite - - - Ich war ja der Älteste, und von da die Angst in den Monaten vor meiner Geburt, von da die Schmerzen. Erst im 6. Monat kam die Wahrheit ans Licht! Wenn ich jetzt daran denke, was aus mir hätte werden können, nein, was aus mir geworden ist, und was ich alles mit mir herumtrage, diese vielen Anlagen - - - . Die Schwackenreuter haben damals mit dieser Offenbarung eine Schwangere an den Abgrund gebracht. Einige Tage schwankte sie zwischen Selbstmord und Abtreibung.

Was war das für eine Offenbarung? Es kam heraus, dass bei der Familie Schwanz in jeder Generation ein zwergwüchsiger Mann auftritt. Der Erzähler sieht später einmal, obwohl die beiden sorgfältig vor den Augen der Öffentlichkeit abgeschirmt werden, seinen Liliputaner-Onkel mit dessen Liliputaner-Onkel im Stall arbeiten, ein grotesker Anblick, weil die Mistgabeln natürlich nicht Liliputaner-Maße haben, und erntet ein verlegenes „Ich-bin-doch-dein-Onkel-Lächeln“. Grotesk ist auch, dass der Erzähler zu diesem Dilemma sagt: „Ich hätte für *wegmachen* entschieden“, „Wir hätten nicht auf die Schwackenreuterin [die Großmutter] hören dürfen! Die Drohungen hätten wir auf den Misthaufen werfen sollen!“, d.h. er plädiert vehement im Interesse der Familie („wir“) für die Verhinderung seiner eigenen Existenz. (Klartext: Wir hätten mich abtreiben sollen.) „Warum nicht? Es gäbe eine Geschichte weniger, mehr nicht.“ Hier wird uns schon deutlich, dass aus diesem schließlich doch ausgetragenen Fötus alles andere als ein glücklicher Mensch wird. (Stadler hält, wie er selbst bekundet hat, „das Glück für literarisch uninteressant“.) Sein Bettnässen noch im Alter von zehn Jahren erwähnt er auch danach immer wieder. (Er beichtet es sogar und bekommt vom Pfarrer ganz regulär eine Buße dafür; später sieht er es als ein Zeichen der Erwählung, ein Opfer für die Sünden der Welt ...) Dazu kommen die hier auch genannten Muttermale, außerdem eine Sprachhemmung, Linkshändigkeit, eine Zwangsneurose und weitere Beeinträchtigungen. Dass das In-die-Hose-Machen mit dem Heideggerschen In-der-Welt-Sein verbunden wird, ist mehr als ein respektloser Kalauer: Bei aller Komik geht es um die Tragik eines Menschen, der sich zum Unglück verurteilt sieht und ständig über den Sinn dieses Zustands reflektiert.

Was wird über die Kindheit auf dem Lande erzählt? Besonders eindrücklich geschildert wird der allsonntägliche Besuch bei den Großeltern in Schwackenreute: das mulmige Gefühl der Kinderschar im Kleintransporter bei der Fahrt „hinter den Wald“, das Wissen, immer zu spät zu sein, der mürrische Empfang, der Umschlag der Stimmung in eine zwanghafte Heiterkeit, das unabdingbare Zigarrengeschenk an den Onkel, der selber nie etwas schenkt und den man lieber Arschloch genannt hätte als Onkel, die immer übergroße Lautstärke, die ihren Grund in der Sprachlosigkeit hat. Der Onkel spielt eine wichtige Rolle, im

Gegensatz zu seinem Bruder, dem Vater des Erzählers, von dem wir wirklich nicht mehr erfahren, als dass er die Hoferbin geschwängert hat, und auch im Gegensatz zur Mutter. In einem späten Rückblick denkt der Erzähler an die Menschen des Anfangs; da fallen ihm ein: die Hebamme (ausgerechnet! Die hat ihn „mit einer Schere von meiner Mutter getrennt“) und die Kindergartenschwester Maria Radegundis. Dann kommen vier Striche, dann steht da „Die Mutter?“. Und damit ist Schluss. –Der Onkel also: Er ist leicht schwachsinnig (wie auch die Ehefrau, die man ihm besorgt hat) , kann kaum richtig reden, ist Alkoholiker (wie seine Frau), weshalb er „Moschdle“ heißt. (Aber auch im Elternhaus des Erzählers stehen 10 Fässer Most im Keller.) Zur Beerdigung seines Vaters kommt er mit offenem Hosenladen. Dabei ist er ein begeisterter Kuh- und Schweinezüchter, aber damit hängt auch sein schlimmster Auftritt im Leben des Erzählers zusammen.

Der Erzähler erinnert sich aus seiner Kindheit an drei Freundschaften. Bezeichnenderweise sind es keine Freundschaften mit menschlichen Wesen. Die erste ist die mit seinem Hund, den er Caro getauft hat. (Das heißt „Geliebter“, aber auch vom Lateinischen her, wie er später feststellt, „Fleisch“, also Sterbliches). „Er wäre ein Leben lang bei mir geblieben“ (so der Rückblick), aber er wird von einem Auto überfahren, und der Erzähler muss den toten Freund identifizieren und begräbt ihn mit einem feierlichen „Requiem aeternam für einen Hund“. Dann gab es Gigi, die liebevolle Katzenmutter, die dasselbe Schicksal erfährt. Und der dritte Freund ist das Ferkel Frederic.

Text 2: S.34

Frederic hatte Glück, ich durfte ihn aufziehen, nachdem ich Gigi und Caro verloren hatte. Es ergab sich eine Freundschaft, ein dritter Versuch. Unsere Freundschaft wurde bald belächelt, im Grunde aber anerkannt und sogar beneidet, da etwas Ähnliches zwischen Menschen kaum vorkommen dürfte, denn wir stritten uns kein einziges Mal und waren unzertrennlich. Man musste mich manches Mal abends, wenn es dunkel wurde, im Stall von Frederic wegreißen und ins Bett bringen. Da lag ich neben Frederic im Trog und hörte, und verstand, was er mir sagte. Es war eine Liebe. Caro, Gigi, Frederic, die Grundschule meiner Verluste.

Dieser Frederic wird, davon ist der Erzähler jedenfalls fest überzeugt, von dem verschlagenen Schwackenreuter Onkel geschlachtet und wird dem Buben in einer Wurstsuppe vorgesetzt, ohne dass er es in diesem Moment weiß. Das erinnert an mythische Vorbilder, man denke an Thyest, dem seine vom eigenen Bruder Atreus getöteten Söhne vorgesetzt werden, oder an Gudrun, die ihrem Gatten Atli die Herzen der gemeinsamen Kinder zu essen gibt. Und warum nicht? Es sind ja große Themen, die Liebe, das Böse, der Tod, die der Roman behandelt und eben in das schwackenreuterische Milieu heruntertransponiert. – Der Erzähler ist jedenfalls nach diesem dritten Tod (daneben gibt es noch tote Verwandte, die nicht so sehr ins Gewicht fallen) ein „gezeichnetes“ Kind. „Damals muss ich den Verstand verloren haben, denn unmittelbar darauf begann ich zu dichten“. Und noch eine Folge der

gehäuften Todesfälle: Sie waren der Grund für das spätere Theologiestudium. „Verlust“ ist von jetzt ab ein beherrschendes Motiv für die Erzählung.

Wir sehen: Der Kindheitsabschnitt bietet ein reichlich ungewöhnliches Bild von der dörflichen Welt. Der Erzähler wohnte „in unserem Haus unter dem Strohdach mit dem Schmerz als Grundriss“. (Wieder eine Heidegger-Anspielung: Für den ist Schmerz der „Grundriss des Seins“). Wo man hinschaut, gibt es Alkoholismus (Most und Himbeergeist), Schwachsinn, Inzucht, Rohheit, trostlose Ehen, Selbstmordgedanken, Lügen, für Liebe gibt es in der einheimischen Sprache nicht einmal ein Wort, wir hören von Krankheit aller Art und Krankheit als Zustand. Das Leben des Erzählers erscheint als „kleine Schwackenreuter Passion“ (was allerdings gleich widerrufen wird, weil er sich ja nicht aufgelehnt habe gegen das, was war.). Diesen Eindruck erreicht der Autor Stadler durch eine massive Reduktion, es werden nur bestimmte Aspekte in einem mäandernden Erzählstrom wiederholend und wiederaufgreifend herausgestellt. Dass massiv reduziert wird, ist schon an sich einsichtig, besonders deutlich wird es beim Vergleich mit dem ersten Roman, der alle möglichen Details und einzelnen Erscheinungen des Dorflebens zu einem vielfältigen Mosaik zusammenfügt (ohne dass deswegen eine Idylle entstünde); in unserem Teil der Trilogie kann von bunter Vielfalt nicht mehr die Rede sein. Beschrieben wird das Leiden an einem selbst, an der Familie, dem eigenen Dorf - das geht bis ins Meteorologische hinein: „Das Frühjahr war so spät bei uns, dass es immer erst im nächsten Jahr blühte. Alles fror, die Blumen und wir.“ Diese logisch schwierige Behauptung, die Blüten seien immer die vom Jahr vorher, der Frühling verspäte sich sozusagen um ein ganzes Jahr, ist aber ein Beispiel für die Art, in der uns die Misere dargeboten wird - sie erlaubt dem Erzähler das Résumé: „Alles zum Lachen. Nichts zum Lachen.“ - Und noch etwas sollte man nicht beiseitelassen: Bei der Schilderung des Unglückslebens ist ganz gelegentlich auch die Rede von einem in der Familie gehegten Glauben, dass „nichts ohne Sinn“ sei, dass „alles gut wird“, vielleicht „an anderem Ort“, es ist die Rede von einer Hoffnung „gegen jegliche Vernunft“.

Ausgerechnet der böse und primitive Most-Onkel schreit einmal (es geht um den drohenden Ruin seines geliebten Hofes): „Ich werde noch einmal ein Buch schreiben!“ Diesen Satz hat Stadler so oder so ähnlich oft von seinen Landsleuten gehört. Er ist Ausdruck einer Überlast an Leiden, die man gerne durch Niederschreiben loswerden oder auf Distanz bringen möchte. Aber das ist natürlich bloß rhetorisch, denn die Leute, nicht nur der Moschle, sind schließlich nicht in der Lage, ein Buch zu schreiben. Der Autor Stadler sieht sich hier als Stellvertreter „für diese Welt, die ihren Schmerz doch nicht formuliert hat“. Er lässt ein Stellvertreter-Ich sprechen, nicht ein autobiographisches Individuum.

Nun ist Stadler nicht der erste, der die Heimat (wenn der Ausdruck überhaupt noch sinnvoll ist) ihres traditionellen Glanzes entkleidet. Man denke an Thomas Bernhard, den der junge Stadler verehrt hat; Robert Schneiders damals so erfolgreiches Buch „Schlafes Bruder“, das das ländliche Vorarlberg in schockierender Düsternis präsentiert, erschien 1992, also gleichzeitig mit Stadlers zweitem Roman. Es scheint, dass die Zeit für eine solche Desillusionierung reif war. Stadler hat sich als Watschenmann für seine Demontage ausgerech-

net den vielverehrten Philosophen Heidegger vorgenommen. Der Erzähler profitiert im Laufe des Romans öfter davon, dass er aus der Heimat des großen Heidegger kommt, sogar irgendwie mit ihm verwandt ist. Er trauert bei der Todesnachricht, liest in „Sein und Zeit“ und kennt den „Feldweg“ mehr oder weniger auswendig, er macht den Heidegger-Kult, der in und um Meßkirch selbstverständlich ist, also in gewisser Weise mit. Aber er hat (jedenfalls im Rückblick als Erwachsener) keinerlei Verständnis für Heideggers Glorifizierung des Landlebens. Der Mann habe ja nie auf dem Land gelebt, sei nur zu Besuch aufs Land gekommen. Wenn er bei seiner grundlegenden Kritik an der Moderne behauptet, „wir [also die Leute auf den Dörfern] seien noch gesund, ja die gesündesten überhaupt, angefangen mit der Sprache!“, dann sei das schiere Inkompetenz. In der Tat hat Heidegger dem entfremdeten Leben in der Neuzeit das Landleben, auch seine eigene angeblich ländliche Kindheit, als positive Folie unterlegt. In der kurzen Schrift „Der Feldweg“ - deren Kenntnis Stadler gewissermaßen voraussetzt, so oft nennt er sie - ist die Kindheit „in einem ehemals noch kaum sichtbaren Glanz geborgen, der auf allen Dingen lag“, ist alles kindliche Wagen behütet von der Sorge der Mutter. Einen schärferen Kontrast zur Kindheitserfahrung des Erzählers kann man sich kaum vorstellen. Er reagiert auf das Reden Heideggers von der Gesundheit der Landbevölkerung mit vielfachen Beteuerungen des Gegenteils: „Die Menschen gingen krank, magersüchtig oder fettleibig, inzüchtig oder schwindsüchtig durchs Leben“, „wir waren krank, selbst unsere Tiere, unser Gras und Getreide: krank“. Besonders macht er sich lustig über Heideggers Beschäftigung mit der ländlichen Sprache: Der Philosoph kennt sie selber nicht und beauftragt deshalb seinen Vetter, den Viehhändler Heidegger, ihm doch alte Wörter auf Zettelchen zu schreiben, „je älter, desto ehrwürdiger, je unverständlicher, desto wertvoller“, „Heile-Welt-Wörter“. Deshalb werden die zwei letzten noch lebenden Stallmägde hofiert, von denen das „rettende Wort, für die ganze Welt“ erhofft wird. Wir sehen, der „größte Philosoph seit Plato“ wird gehörig persifliert, und am besten persifliert man Heidegger bekanntlich, indem man ihn zitiert.

Text3: S.29f.

Der Viehhändler musste all dies regelmäßig in Freiburg abliefern und bekam dafür einen signierten Sonderdruck etc. In einen hatte er geschrieben: *Die Sprache ist als Muttersprache nicht nur die Sprache der Mutter. Sie ist als die Sprache der Mutter auch die Mutter der Sprache. Meinem lieben Vetter andenkend-grüßend.*

Wie steht der Erzähler aber selbst zu der Sprache seiner bäuerlichen Umgebung? Er beklagt, dass die eigene Sprache ausstirbt, ja, ausgestorben sei wie eine Indianersprache; das Hochdeutsche ist für ihn eine Fremdsprache, eine Kommandosprache, eine KZ-Version, er hält z.B. das Einschleppen des Präteritums „ich war“ statt „i-bi-xai“ für ein Sakrileg. Das gehört zu einem größeren Komplex: zur verhängnisvollen Modernisierung, die der Bub miterlebt; es geht dabei um Fernsehen, Telefonsex, Raiffeisen u.a.; am meisten beklagt wird die Abschaffung des braunfleckigen Meßkircher Höhenfleckviehs, des Stolzes der Region, zugunsten der schwarzen Kühe aus Ostfriesland und schließlich die Abschaffung der Viehzucht überhaupt aus volkswirtschaftlichen Gründen (Osterhannes lässt grüßen). Der

Erzähler klagt über das Verschwinden seiner „Lebensgefährten“, die er geliebt hat, in denen man etwas hatte, was man über den Kopf streicheln konnte – also eine ergreifend schöne Seite des Landlebens, die aber erst richtig gewürdigt wird bei ihrem Verlust. (Allerdings ist uns schon bei den drei Todesfällen klar geworden, dass der Erzähler ja Zärtlichkeit kennt, aber eben nur gegenüber Tieren, Tieren, die er verlieren wird, wie am Ende die Kühe insgesamt.) Ebenso wird der Stolz auf den Besitz von Grund und Boden erst richtig zur Sprache gebracht, als er sich durch die Raiffeisen-Technokratie auflöst. Ist es ähnlich auch mit der angestammten Sprache, ist sie ein höchstes, jetzt verlorenes Gut? Überraschenderweise verklärt der Erzähler sein ursprüngliches Sprechen keineswegs. Die Muttersprache war für ihn die „erste Fremdsprache“! Die Schmerzen „verschlagen“ den Menschen seiner Umgebung die Sprache – deshalb wird in Rast und Schwackenreute so viel geschrien und gestottert. Auch in der Sprache war keine Heimat zu erleben.

Eine neue Lebensphase beginnt für den Erzähler, als er aufs Gymnasium kommt, d.h. in eine (Klein)-Stadt, das regionale Zentrum Meßkirch. Die Behandlung dieser Zeit beginnt mit einem erzählerischen Kniff: Der Erzähler geht aus vom ersten Jahrgangstreffen zwanzig Jahre nach dem Abitur, das zusammenfällt mit der Beerdigung der inzwischen achtzigjährigen Lateinlehrerin, welche sich nach einem frustrierenden Leben erhängt hat. Auf dem Friedhof wird dann auch gemeinsam nach dem Grab des ersten verstorbenen Mitschülers gesucht (vielleicht auch er durch Suizid umgekommen, vielleicht als Nachwirkung der Schule). Unvermeidlich ist auch ein Besuch am Grab von Heidegger, der öfter in der Schulaula aufgetreten ist. Durch diesen Kniff haben wir gleich die Perspektive des Rückblicks, der Vergänglichkeit, der Erinnerung - in diesem Fall eher der verblassten Erinnerung: der Erzähler wird zum Teil von den ehemaligen Mitschülern gar nicht mehr erkannt. Die erste Reaktion nach dem Wiedersehen, das „in sich zusammengebrochen“ war, ist „Nie wieder!“ (Aber dann verspricht man sich halt doch: In 20 Jahren wieder!) - Dann geht der Roman aber doch noch auf die Schulzeit als solche ein, und wieder erfolgt eine strenge Reduktion: Der Abschnitt beschränkt sich weitgehend auf eine Klage darüber, wie sehr die Schulzeit noch von der der Nazi-Epoche bestimmt war. „Meine Schule schiebt sich immer näher ans Dritte Reich mit den Jahren“, konstatiert der sich Erinnernde. Zuerst gibt es nur Lehrerinnen, und die hängen alle noch der Nazi-Zeit an, ab 1970 kommen auch Lehrer, allesamt Söhne alter Nazis (was noch schlimmer ist). Die Lehrbücher stammen aus der Zeit vor 1945 oder sehen mindestens so aus; der Lehrplan sieht nur die Lektüre von nazistisch angehauchten oder zumindest völkischen oder hochkonservativen Autoren vor, die in langen Aufzählungen aufgelistet werden. (Der erste „moderne“ Text, den der Schüler in einem Lesebuch findet, ist ein Gedicht von Enzensberger – „also wieder nichts“, kommentiert der Erzähler oder eher der Autor Stadler und stellt es auf dieselbe Ebene wie Miegel oder „Wacht am Rhein“! Nebenbei: In der ZEIT vom 11.3.17 schreibt Stadler, dass er in der Schule „Sansibar oder der letzte Grund“ von Andersch gelesen hat und beeindruckt war.) Diesen Teil empfinde ich als die schwächste Partie des Romans: Auch wenn einige pointierte Übertreibungen eingebaut sind (ein Altnazi gibt noch mit neunzig Sportunterricht), wirkt

die Abrechnung zu direkt, zu autobiographisch, wie mir scheint; zu wenig literarisch verarbeitet lässt der Autor seinem Unmut freie Bahn.

Dann kommt der große Sprung im Lebenslauf des Erzählers: Er entschließt sich zum Theologiestudium – warum? Er ist fromm, aber das hat, wie er dann merkt, mit Theologie gar nichts zu tun, und die interessiert ihn eigentlich auch nicht. Was will er? „Mich retten – dazu musste ich möglichst weit weg von Schwackenreute und mir.“ Da passt es, dass sein Bischof ihn zum Studium nach Rom schickt. Stadlers zwei Jahre in München werden weggelassen, nur spärliche Spuren verweisen auf sie: z.B. ziehen drei bayrische Mitstudenten zusammen mit dem Erzähler ins päpstliche Collegium ein. Dieses Kolleg ist nicht identifizierbar – es müsste das Collegium Germanicum sein, das deutsche Priesteramtsstudenten aufnahm und aufnimmt (damals mehr als heute), aber Stadler wollte es wohl vor seiner bewusst verzerrenden oder zumindest zuspitzend-übertreibenden Schilderung verschonen. Denn auch hier reduziert Stadler: Nichts vom Studium an der Gregoriana, nichts von den theologischen Themen, mit denen sich der Student beschäftigt; wovon wir lesen, sind Skurrilitäten der Kirche und ihrer traditionellen Lehre, sexuelle Probleme und vor allem die Beziehung zu einem kirchlichen Würdenträger, in der sich beides verbindet. (Diese Reduktion wird besonders deutlich durch eine spätere Erinnerung aus der nachrömischen Zeit: Da denkt der Ex-Theologe an Kontakte zu linken Studenten zurück, die er über seine Italienisch-Lehrerin kennen gelernt hatte und mit denen er auf dem Petersplatz unter dem Fenster des Papstes revolutionäre Lieder zu singen pflegte – nichts dergleichen im Rom-Abschnitt selbst. Und so wird uns in diesem Abschnitt nur ein völlig geschlossenes Milieu präsentiert – ähnlich geschlossen wie in Schwackenreute.)

Der erwähnte Würdenträger ist Monsignore Franz Sales Obernosterer (Franz Sales bedeutet: Er ist nicht nach Franz von Assisi getauft, sondern nach dem heiligen Franz von Sales, also was Besonderes). Er gibt sich als Niederösterreicher aus dem erzkatholischen Mühlviertel aus, ist aber in Wirklichkeit offenbar ein ehemaliger Oetker-Manager aus Bielefeld, der aufgrund einer Vision katholisch geworden ist und dann Wienerisch gelernt hat. Er ist einer der Zeremoniäre am Petersdom und deshalb Bischof (wie jeder nicht ganz untergeordnete Funktionsträger im Vatikan) – genauer: Titularbischof. Seine Diözese liegt irgendwo in Nordafrika und wurde 734 von den Arabern erobert, aber Franz Sales (der Erzähler spricht von dem Monsignore, seit er das Du angeboten bekommen hat, durchweg mit dem Vornamen) kennt alle Siedlungen der Diözese mit den Namen von 379 auswendig. Dieses System der untergegangenen Diözesen, die man den Klerikern zuweist, die nur den Titel Bischof, aber keine Leitungsfunktion haben, gibt es wirklich. Und es gibt auch die Läden für feine klerikale Konfektion mit „hohen und höchsten Messgewändern“, durch die der Student sehnsüchtig schleicht; ob allerdings die Verkäufer der hinteren Räume (wo nur die höchsten Chargen hinkommen) wirklich die Priesterweihe haben müssen, erscheint dem Leser doch zweifelhaft, und dass die Unterröcke für die Nonnen, die den Haushalt des Papstes führen, von Michelangelo entworfen worden sind, wird er schwerlich ernst nehmen. (Dahinter steht die vielfach zu hörende Behauptung, Michelangelo habe die Uniformen der Schweizergarde entworfen.) Dass es im Codex Iuris Canonici, dem Gesetzbuch des

Kirchenrechts, seltsame Bestimmungen gibt, ist bekannt, auch der Erzähler und seine Kommilitonen sind nur teilweise „bis zur Gänsehaut ergriffen“, teilweise müssen selbst die braven Theologiestudenten lachen; dass aber Kardinäle das Privileg haben, auf hoher See zwei Messen am Tag zu lesen (der restliche Klerus dürfe nur eine), das ist erfunden. (Ich habe nachgeschlagen: Es steht da im § 239 nur, dass ein Kardinal überhaupt auf See Messe feiern darf, sofern er die nötigen Vorsichtsmaßnahmen einhält – Stadler hat da einfach die Schraube noch ein Stück weitergedreht.) Ähnlich ist es bei den Aufgaben eines Kurienkardinals namens Buffi (den der Erzähler ob seiner Eleganz liebt wie keinen anderen): Er muss nicht nur nach dem Tod des Papstes dessen Fischerring zerbrechen (das wird in der Tat so gemacht) und Ähnliches, sondern ihn auch (solange er lebt) am Morgen wecken, und zwar ruft der Papst: „Er wecke uns!“ (auf Lateinisch selbstverständlich), worauf der Kardinal seines Amtes waltet. Dieser Kardinal Buffi hat den heißen Wunsch, Papst zu werden (wie auch der Erzähler, seit seinem siebten Lebensjahr), und tut dafür, was er kann, z.B. versendet er schon bei der Genesung von einem Schnupfen 1000 Dankeskarten (wohl für das fürbittende Gebet, das er bei den Adressaten voraussetzt) an papstwahlberechtigte Eminenzen, aber auch an deren Chauffeure und Haushälterinnen; zehn Priester sind allein damit beschäftigt, diese Art von Korrespondenz zu führen. Auch mit der finanziellen Seite des Vatikans kommt der Erzähler in Berührung: Obernosterer verschafft ihm Zugang zur Vatikanbank, wo er zu sagenhaften Kursen Geld wechseln kann. (Das ermöglicht ihm ein „Schlemmerleben“ in Rom.) Dazu muss er aber durch ein undurchschaubares Labyrinth von Gängen und Treppen, durch Finsternis und Überhelle durchfinden, ein ihm undurchschaubares System, in einem Gedränge von Menschen aus allen Erdteilen – zweifellos eine um des Symbolgehaltes willen übertreibende Schilderung.

Der Erzähler befindet sich also in einer abgeschlossenen Welt, die ihn fasziniert, z.T. aber schon jetzt durch ihre absurden Eigentümlichkeiten befremdet. Er sei „von einem Käfig in den anderen geraten“, empfindet er, wie Schweine von einem Koben in den nächsten kommen, bis sie schlachtreif sind. Vom Leben ist er auch hier abgeschnitten, wie in Schwackenreute; er befindet sich unter Menschen, die etwas Schauspielerhaftes an sich haben, die in ihrer Isolierung von der „normalen“ Welt, vom Leben etwas Kindisches angenommen haben, dabei aber handfeste Interessen verfolgen. Solange der Erzähler selbst in Rom lebt, versucht er, diese Sonderexistenz mit dem Begriff „Geheimnis“ zu fassen, später ist sie für ihn nur noch „Theater“.

Ein Problem für die Menschen in dieser Männergesellschaft ist natürlich die Sexualität. Manche Kommilitonen gehen anscheinend zu den Prostituierten an der Via Appia – der Erzähler kann sich dazu nicht entschließen, er besichtigt den Strich dort nur, will „nur sehen, wie sie leuchteten, mehr nicht“, er will „rein bleiben“, behilft sich aber doch mit Masturbation, auch wenn die kirchliche Tradition mit fürchterlichen gesundheitlichen Folgen droht (früher sei man dafür verbrannt worden). Ein unerfülltes Leben sozusagen, von beiden Seiten betrachtet, der frommen und der vitalen. Ganz anderes berichtet ein Gerücht von einem unbemittelten Priesteramtskandidaten: Er soll sich selbst am Männerstrich im Circus Maximus anbieten, um das Geld für die höheren Weihen zusammenzubekommen; und das Verblüffendste sei, dass er, als er die Weihe geschafft hatte, weiter hingegangen

sei. Vielleicht, denkt der Erzähler, geht es da um „Sündenmystik“, von der er in den Vorlesungen andeutungsweise gehört hat, bei der Sünde durch Sünde vertrieben wird ... Auch beim Blick von der Dachterrasse des Collegiums wird der Erzähler mit Sex konfrontiert; im darunter liegenden dem Park bietet ihm ein Liebespaar eine Art Live Show, und am Morgen rutscht er beim Gang zur Uni auf Präservativen aus – auch das sicherlich nicht ohne symbolischen Gehalt: Sex ist massiv präsent als Hindernis auf seinem Weg.

Monsignore Obernosterer ist, wie viele seiner Kollegen, homosexuell. Er „hatte bald ein Auge auf mich geworfen“, stellt der Erzähler fest. Aber viele seiner Amtsbrüder sind es auch. Wenn der Monsignore mit diesem jungen Herrn, dem Erzähler, im kirchlichen Edelrestaurant „Eau vive“ sitzt (das gibt's wirklich), werden „von verschiedenen Tischen [...] Einladungen zu Privatmessen herübergereicht“. Besonders der erwähnte (erfundene) Kardinal Buffi insistiert, aber Obernosterer schirmt seinen Protegé eifersüchtig ab. Er ist absolut fixiert auf die hübschen Jünglinge, er geht mit ihnen an den Strand von Ostia und schaut ihnen, auf einem Stuhl sitzend, wie eine Tante beim Baden zu, er schaut zu, wenn sie in der Bibliothek des Collegiums Federball spielen (mit 21 Jahren, wie der Erzähler, der sich im Nachhinein geniert, anmerkt). Er übt seine sexuelle Neigung nicht aus (die Burschen, die „rein bleiben“ wollen, sehen sich auch vor, knöpfen ihre Soutanen bis unten zu und waschen sich absichtlich nicht, wenn sie wissen, dass sie in seine Nähe kommen werden), aber er trägt als Unterhose einen getigerten String-Tanga – eine frustrierte, gequälte Existenz, verbogen im übertragenen Sinne, aber auch im eigentlichen (durch die vielen Verbeugungen, die das Zeremoniell – das nach dem Erzähler altägyptisch-altpersischer Herkunft ist – vorschreibt). Und dann wird er auch noch erpresst und muss einem Sizilianer, der ihn irgendwann einmal „empfangen“ hat, einen Imbissstand finanzieren. Der Erzähler hat Mitleid mit dem aufgeschwemmten Muttersöhnchen. (Er hat sich nicht nur aus sexuellem Antrieb auf den jungen Mann gestürzt, sondern sucht in ihm auch einen Ersatz für die extreme Bindung an die verstorbene Mutter). Mehrfach nennt der Erzähler ihn ein „armes Schwein“. Einmal allerdings fällt sein Urteil positiver aus - sofern wir es ernst nehmen wollen.

Text 4: S. 83f.

Alles war Seide an ihm, er hatte eine Vorliebe für schwarze Seide [...] und auch eine Vorliebe für mich und meinesgleichen. Er war ein wunderbarer Mensch in meinem Leben, ich verdanke ihm viel, der Reihe nach: den Rotwein, den Weißwein, die Jakobsmuschel, die Gänseleber, die Madeirasauce, den Riz Kasimir, das Filet Stroganoff, den Gourmetlöffel ... Nur dem Rotwein bin ich treu geblieben.

Wie viele seinesgleichen hat er eine ausgeprägte Neigung zu und Kennerschaft bei feinem Essen (das spielt überhaupt im römischen Klerus eine große Rolle, auch im Collegium, wo es nicht gerade zur Senkung des Hormonspiegels unseres Erzählers und seiner Kommilitonen beiträgt), und legt sehr viel Wert auf exquisite Kleidung. Man darf da sicherlich von Sublimierung reden. Sein Traum ist, einmal Kardinal zu werden; kurz vor seinem Tod, erfährt der Erzähler später, wird er ihm erfüllt.

Woran sich der Jüngere später am intensivsten erinnert, das ist ein Vorhaben, das sie zusammen im Eau vive ausgeheckt haben: Sie wollten die englische Königin entführen. Warum hassen sie gerade die freundliche ältere Dame so abgrundtief? Sie ist die Verkörperung des Bösen! Ihr Vorfahr Heinrich VIII. (den Obernosterer nicht nur für einen Ladykiller, sondern auch für einen Menschenfresser hält) hat sich vom Papst losgesagt, aber den Titel Defensor Fidei (Verteidiger des Glaubens) beibehalten, und Elisabeth schreibt sich diesen Titel auf allen Münzen, noch „auf dem kleinsten Penny“ heute noch öffentlich zu – damit ist sie eine Gegenpäpstin, eine Inkarnation des Satans. Die beiden machen sich tatsächlich nach Schottland auf und lauern der Bösen beim Schloss Balmoral, wo sie sich gerade aufhält, auf (Monsignore Obernosterers Diplomatenpass ermöglicht die Annäherung). Auf einem Traktor sehen sie die bewusste Person in Kopftuch und Gummistiefeln vorbeifahren und lächeln, „auch nicht viel anders als der Heilige Vater“, und die beiden Helden winken brav. Weil Obernosterer unter dem emotionalen Hochdruck einen Unterzuckerungsschock erleidet, müssen sie diesmal wieder nach Rom zurückkehren, aber sie malen sich aufs Genaueste aus, wie sie es das nächste Mal anstellen werden. Mit einer Schnur, die der Erzähler preisgünstig bei Raiffeisen in Meßkirch gekauft hat (in Rom gibt es ja keine ordentlichen Schnüre), wollen sie die Gegenpäpstin fesseln und zum Verzicht auf den sündhaft geführten Titel Defensor Fidei zwingen; für den Fall, dass sie schießen müssen, werden sie sich bis dahin eine päpstliche Dispens besorgen, aber eigentlich wollen sie die Dame dann laufen lassen ... Zur Ausführung dieses Plans kommt es dann irgendwie doch nicht.

Das Kapitel, in dem wir von diesem glaubenstarken Vorhaben erfahren, hat den Titel „Don Quixote und ich“. Wieder ein hochliterarisches Modell, das hier in stark „verkleinertem“ Maßstab wiederholt wird. In der Tat hat Monsignore Obernosterer, dem der Erzähler anhängt wie Sancho Pansa, mit dem Spanier gemein, dass er in einer völlig geschlossenen Gedanken- und Wertewelt lebt, die mit der zeitgenössischen Realität so gut wie nichts mehr zu tun hat und die ihn zu grotesken Aktionen motiviert. Bei Don Quixote gibt es bekanntlich Leser, die sich vor Lachen ausschütten, und andere, die das Buch für eines der traurigsten der Weltliteratur halten. Auch Franz Sales Obernosterer kann man als drollige Witzfigur oder aber als tragische, zumindest bemitleidenswerte Gestalt ansehen, vielleicht beides gleichzeitig. Der Erzähler geht im Lauf seines Lebens auf Distanz zu dem Monsignore von der traurigen Gestalt; bei einem späteren Rom-Aufenthalt kann er sich nach kurzem Schwanken nicht dazu entschließen, mit seinem ehemaligen Mentor Kontakt aufzunehmen.

Die Zeit in Rom geht irgendwann zu Ende. Was hat sie dem Erzähler gebracht? Er sagt eindeutig, er sei „gescheitert“.

Text 5: S.97; S.108

Es war ein Teufelskreis, in den ich hineingeraten war, wie die anderen auch. Aber die anderen haben es geschafft, sich darin zu behaupten. Sie konnten alles miteinander zu einem geistlichen Leben runden, mit seiner Geilheit, seinem Hunger, mit seinem Durst, mit Fellini ... Da blieb ich auf der Strecke.

[...]

Wie ich nach Rom gekommen bin, so ging ich: trostlos, im Grunde unbelehrt, ins Ungewisse. Und außerdem: nun dick, nun grauhaarig, ein Trinker.

Noch eine bedeutsame Formulierung: „... solange ich in Rom war und nicht lebte“. Er ist eben von einem Käfig in einen anderen gekommen. Er hat zu gut gegessen und zu viel getrunken (wie sehr viele im Vatikan, betont er), er hatte Probleme mit der Sexualität, das wissen wir. Aber er hat das alles nicht integriert in die kirchliche Spiritualität (anders als andere, wie er freundlicherweise annimmt); die blieb ihm äußerlich und fremd. Erstaunlicherweise hat ihn dieser Befund nicht dazu geführt, von sich aus die geistliche Laufbahn aufzugeben (so, wie es der Autor gemacht hat). Vielmehr wendet er sich nach Abschluss seiner Studien an seinen Bischof, um die Einzelheiten der Priesterweihe zu besprechen. Und da begehrt er bei der ärztlichen Untersuchung den Fehler zu erwähnen, dass er seinerzeit als Messdiener auch schon mal umgekippt sei. Er erklärt das selbst durch „Ergriffenheit von der göttlichen Gegenwart im Messopfer“, aber der bösertige Jesuitenarzt schließt auf Epilepsie – und der Erzähler wird entlassen, freundlich zwar und mit guten Wünschen des Bischofs, aber er kann nicht in den Kirchendienst eintreten. Der Leser weiß nicht recht, wie er diese Erklärung nehmen soll – dass Ministranten bei der schlechten Luft in der vollen Kirche, vielleicht noch von Weihrauch umwölkt, ohnmächtig werden, war etwas ziemlich Alltägliches. Und es gibt einige Stellen, die darauf hindeuten, dass es eigentlich um Phimose (Vorhautverengung) geht, die, wie Monsignore Obernosterer sogar in einem Buch ausgeführt hat, ein Weihehindernis darstellt. Wie auch immer: Der Erzähler steht mit 34 Jahren sozusagen vor dem Nichts. So alt ist er nämlich (vgl. die grauen Haare), er hat 15 Jahre lang studiert. Diese Studiendauer nun ist, auch wenn man bedenkt, dass er nicht nur Examen gemacht, sondern auch promoviert hat (summa cum laude), unrealistisch, gerade in einem Collegium, wo das Studium unter Aufsicht vor sich geht. Wieder eine Übertreibung, die hier einen erkennbaren erzählerischen Sinn hat: Der Erzähler ist auf diese Weise nicht mehr in einem Alter, wo man sich leicht entschließen kann, ein neues Studienfach zu wählen (wie Stadler das mit seinen 25 Jahren getan hat). Er muss sich fragen, wie es überhaupt weitergehen soll.

Beinahe wäre es überhaupt nicht weitergegangen.

Text 6: S.109

[...] durch abwechselnden Genuss von Rotwein und Pornofilmen, durch regelmäßiges Wichsen und Scheinschwangerschaften sediert und vom Leben abgehalten, war mir das Leben endlich zuviel, und ich war dafür, Schluss zu machen. Doch *du kannst nicht gegen die Todesstrafe sein und dann Menschen in Romanen zum Tode verurteilen.* Das nahm ich mir zu Herzen.

Die Geschichte geht also weiter.

Wir merken: Das „du“ am Anfang des kursiv gedruckten Satzes ist das des Autors, der sich überlegt, ob er seinen Protagonisten an dieser Stelle sterben lässt oder nicht. Schon öfter war ein Changieren zwischen den beiden Ichs, dem beschriebenen und dem schreibenden, festzustellen. Hier entschließt sich das letztere, auf einen Suizid des ersteren (der ja schon früher zur Debatte stand) zu verzichten. Es kommt also zu einer dritten Tafel des Triptychons mit der „kleinen Passion“.

Die äußere Handlung lässt sich rasch zusammenfassen: Unser Freund will zuerst Reiseleiter für Reisen ins Heilige Land werden, wozu er durch sein Studium gute Voraussetzungen mitzubringen glaubt. Aber er kommt nicht zum Zuge, und wir erfahren dabei einige Schwächen seiner Person: Er hat nicht nur einen Sprachfehler und einen groben süddeutschen Akzent, der akademische Reisegruppen abstoßen könnte, sondern auch Sprechangst, Anfälligkeit für nervöse Hemmungen, wenn er frei reden solle, und ist überhaupt zu alt und zu dick. Statt dessen wird er „Grabredner“, denn auch für das Reden über Leben und Tod hat er ja eine gewisse Vorbildung, und gegen seine Sprechangst hat er im Freiburger Kolpinghaus einen sündteuren Dale-Carnegie-Kurs besucht. In Freiburg, dem „Großstädtchen“ mit südlichem Flair, ist er nämlich gelandet. Als Hauptgrund gibt er an, er habe dort Freunde „geortet“, denen er „nachgezogen“ sei. Freunde (jedenfalls menschliche) – das ist etwas ganz Neues für ihn. In Messkirch gab es keine „Kultur der Freundschaft“, man hatte allenfalls Kameraden und landete irgendwann in einer „tristlosen Ehe“, denn „Mann und Frau, das geht nicht zusammen“.

Wer sind nun diese Freunde, die er in Freiburg hat? Wir merken, dass gar keine alten Freunde gemeint sind, sondern solche, die er neu erwirbt. Schon auf dem Friedhof genießt er das Zusammensein mit dem Friedhofsgärtner resp. Totengräber und den Arbeitern; man trifft sich im Krematorium beim Elf-Uhr-Vesper und sitzt mit seinem belegten Brot „auf dem nächstbesten Sarg“ – „Hier bin ich Mensch, hier darf ich [!] sein“, zitiert der Erzähler. Noch wohler fühlt er sich in der Kneipe „Badischer Hof“: Wichtig ist, dass da keine Studenten verkehren (die Vergangenheit ist passé), sondern Sozialhilfeempfänger. Er wird dort die Nummer 3 der körperbehinderten Gritt, die so fromm ist wie er immer noch (Frömmigkeit hat ja mit Theologie nichts zu tun), aber später von ihrer Nummer 1, dem Ehemann, vergiftet wird. Die Rede von den Freundschaften, die den Erzähler in Freiburg halten, gerät, wenn wir von dieser Kneipenszene hören, doch in ein merkwürdiges Licht. Es gibt Leute, denen er auf dem Barhocker sein halbes Leben erzählt, die dann zum Schiffe gehen und nie wiederkehren. Der Erzähler fühlt sich jedenfalls, unterschichtige Freunde hin oder her, so einsam wie je.

Text 7: S.122

Was bin ich für ein Mensch?

Im Supermarkt kaufe ich zwei Schnitzel, um zu vertuschen, dass ich alleine am Tisch sitze; und auch mir selbst gegenüber vertusche ich es, indem ich beide Schnitzel esse.

[...]

Dann sitze ich wieder auf meinem Bett, fast neben mir, neben meiner Einsamkeit.

Wieder eine Stelle, wo man als Leser nicht weiß, ob man sie humorig oder tieftraurig nennen soll oder beides.

Auch eine „richtige“ Affäre mit einer Frau gibt es: Angelika, urbayerisch, die er bei einem Treffen der Katholischen Landjugend kennen gelernt hat. Es geht dabei nur um Sex, der sich auf der hinteren Sitzbank des Autos abspielt und bei dem die „gesunde Frau aus dem Volke“, wie sie ironisch genannt wird, alles andere als zartfühlend agiert.

Die Gegenwart der Nach-Rom-Zeit, die mehr angedeutet als erzählt wird, wird immer stärker überlagert von Erinnerungen, von der Reflexion über die ständigen Verluste, deren Kette das Leben ausmacht. Von einer kurzen Reise nach Paris ist das Wichtigste, dass der Zug durch die Gegend fährt, in der der Großvater (es muss der Vater der Mutter gemeint sein; genau nachrechnen darf man, wie öfters in dem Buch, nicht: „Trommelfeuer“ bei „Metz, Toul und Verdun“ verweist auf den ersten Weltkrieg, dann wäre die Mutter bei der Geburt des ersten ihrer vielen Kinder mindestens 39 Jahre alt gewesen) gefallen ist. Liebevoll gedenkt der Enkel des Schmerzes der Urgroßmutter bei der Todesnachricht (beide hat er nie gesehen) und resümiert: „So sollte aller Schmerz in mir münden.“ Er gedenkt seiner Italienisch-Lehrerin Gianna und ihrer linken Freunde, die er nie wiedersehen wird, seiner heißen Kindergartenliebe, die er wiedergesehen hat, als sie bereits junge Großmutter war und von ihm wegen des anwesenden Enkels mit „Oma“ angesprochen werden wollte (also auch ein Verlust), und wieder der geliebten Kindergartenschwester Maria Radegundis. Schon früher ist diese Sicht des Lebens immer wieder zelebriert worden: das Leben als Geschichte von Verlusten, nach dem Prinzip „Zehn kleine Negerlein“. Ein ganz besonderer Verlust bleibt der erste Hund Caro. „Er wäre ein Leben lang bei mir geblieben“, ist der Erzähler überzeugt. „Aber er wurde vor meinen Augen [...] überfahren.“

In diese Reflexionspassagen sind noch zwei Handlungselemente eingebaut, die uns aus der Geschichte hinausführen. Der Erzähler gewinnt bei einem Preisausschreiben eine Reise nach Rom. Obwohl es sich herausstellt, dass die Gewinner die Reise selbst bezahlen müssen, fliegt er mit, in einer „ganz liederliche[n] Boeing 707“, also einem Uraltmodell, gechartert von der Air Congo. Nach den Erfahrungen beim Hinflug hat er keine Lust, das Flugzeug noch einmal zu betreten, und erfährt dann später, dass es beim Rückflug ins Meer gestürzt ist. Da in Rom keine Passagierlisten geführt wurden, gilt auch der Erzähler als tot. Damit ist er frei von allen Beziehungen – sowohl Angelika als auch die Banken kann er getrost vergessen. Daraufhin wird der elterliche Hof im Heimatdorf, ein Bau aus dem 18. Jahrhundert, zwangsversteigert. (Die genaueren Zusammenhänge erfährt man nicht. Hat der Erzähler den Hof geerbt und seine zahlreichen Geschwister ausgezahlt? Ist er daher bei den Banken verschuldet? Auf sachliche Plausibilität und auch auf chronologische Stimmigkeit kommt es dem Buch nicht so sehr an.) Diese Versteigerung beobachtet er von einem Versteck oberhalb des Saustalls aus – er kennt ja hier jeden Winkel. Und jetzt ist er wirklich vogelfrei. Seine Reaktion ist aber nicht euphorisch. Er sagt sich „wie damals beim Zahnarzt“: „Irgendwann wird alles vorbei sein!“

Wie verlässt uns also unser Freund? Was soll man aus seinem assoziativ strömenden Gedankenfluss zitieren? Bei der Versteigerung des Hauses kommt ihm der Vorvater aus Tirol

in den Sinn, der es gebaut hat und der die Vormutter nicht aus Liebe genommen hat. (Da fällt uns der eigene Vater des Erzählers ein, der die „Hoferbin“ nicht aus Liebe genommen hat.) Der Erzähler verallgemeinert: „unser Leben, das sich auf Liebe *nicht* zurückführen kann.“ Aber auf dem Weg zur Zwangsversteigerung ist er an der Dorfkirche vorbeigekommen und empfindet Sehnsucht, denkt zurück an seinen Kommunionausflug zu der barocken Wallfahrtskirche von Steinhausen mit ihren herrlichen Deckengemälden: „Ich war einmal im Himmel“, weiß er. Und bekennt: „Immer noch habe ich die Hoffnung auf eine schönere Fortsetzung an einem anderen Ort? Wer weiß. [...] Wir [...] geben den Glauben, dass alles gut wird [...] nie ganz auf, ungeachtet dessen, was wir ein Leben lang sagen und denken, und ganz gegen jegliche Vernunft.“ Von Hoffnung wird also geredet, jedenfalls gelegentlich, aber auch von „Hoffnungsschmerz“. Hören wir noch seine letzte Selbstvergewisserung im Versteck über dem Schweinestall:

Text 8: S.150

Die Leute waren fort. Der Tag der Versteigerung war zugleich mein vierzigster Geburtstag, der letzte, den ich feierte, ein Zufall, ein Tag, fürchterlich heiß. Ich spielte damit, erst gar nicht mehr in die Sonne zu gehen. ... Dann ging ich doch wieder. Fünf nach zwölf, als alle beim Essen waren, verließ ich mein Versteck. Aber ich fasste keinerlei Vorsätze mehr, außer dem einen, mich regelmäßig gegen die Sonne einzucremen, und dem anderen, keine Vorsätze mehr zu fassen. Und dabei blieb es.

Der vierzigste Geburtstag: Da die Daten des Erzählers mit denen des Autors übereinstimmen, sind wir also im Jahre 1994, dem Jahr, in dem der Roman herausgekommen ist. Was bedeutet „der letzte, den ich feierte“? Was soll das heißen, dass er „gar nicht mehr an die Sonne [...] gehen“ will?

Danach folgt noch ein kurzer Abschnitt mit einer Schlusspointe: Der Erzähler rezitiert einen Satz, den er tröstlich findet, der Licht in sein Leben gebracht hat (dunkles Licht, präzisiert er – in einer Einschränkung, wie sie so oft seinen Aussagen folgen). „Ich bin oft vor den Erscheinungen meines Lebens, *das einfach war, wie ein Halm wächst*, in Verwunderung geraten“. Dieser als tröstlich empfundene Satz ist von Adalbert Stifter. Und Stifter hat sich mit einem Rasiermesser das Leben genommen. Ein „Selbstmörder als Lebenshilfe“, wird konstatiert. Ein passender Abschluss für ein Buch, in dem alles zum Lachen ist und nichts zum Lachen.